Pfarrer J. Ulrich Walser

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **9 (1868)**

Heft 6

PDF erstellt am: **19.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

führte die Krebskachexie zum tödtlichen Ausgange. Lange, lange hielt er die Welt feſt „mit klammernden Organen," lange, lange ſträubte er ſich mit aller Macht gegen den Tod. Auf ſeinem ſchmerzenvollen Krankenlager gieng ihm endlich unter ſchweren innern Kämpfen die Gewißheit auf, daß ihm hienieden keine andere Ruhe nach ſeiner Arbeit beſchieden ſei als die Ruhe im Grabe. Langſam, aber unaufhaltſam ſchwanden ſeine leiblichen Kräfte dahin, der Geiſt jedoch blieb ungetrübt. Die Krankheit änderte wenig an ſeinem Charakter, und es war für ihn eine ſo hingebende und ſelbſtverleugnungsvolle Pflege nothwendig, wie ſie eben nur ein Kind, ſeine jüngſte Tochter, in ſo ausgezeichneter Weiſe ihm bieten konnte. Als er in einem neuen Anfall die Botſchaft erkannte, daß der Tod nahe ſei, ließ er noch die im Lande weilenden Kinder an ſein Bette treten, um von ihnen Abſchied zu nehmen. Gefaßt und bei vollem Bewußtſein erwartete er den letzten Feind. Sonntags den 27. Nov. 1865 verſchied er ſanft im Alter von 53 Jahren, 7 Monaten und 15 Tagen. Die Beerdigung fand in Bühler den 3. Dez. unter großer Theilnahme der Behörden, der Gemeinde und des Landes ſtatt.

Pfarrer J. Ulrich Walſer.

Ein ganz anderes Bild tritt uns in dem Leben des ehemaligen Pfarrers von Grub, des in Baſel verſtorbenen J. Ulrich Walſer von Teufen, entgegen. Mehr als 50 Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem er die kleine Pfarrei am Kaien angetreten, und mehr als 35, ſeitdem er unſern Kanton verlaſſen hat. Wir müſſen fünf Dezennien zurück, um den erſten Spuren ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit nachzugehen, aber es ſind deren noch genug vorhanden, um ein treues Bild des Mannes zu gewinnen, der in einer ſtürmiſchen Zeit viel ge-

lobt und viel geſchmäht worden iſt, der zu den Führern der Fortſchrittspartei im Lande gehört hat und ſtets mannhaft für ſeine Geſinnung und ſeinen Standpunkt eingeſtanden iſt. Nicht ſowohl als Pfarrer, in welcher Eigenſchaft er nicht hervorragte, ſondern als einer der Bannerträger der politiſchen Dreißiger-Bewegung verdient er einen Platz in den appenzelliſchen Jahrbüchern und die Redaktion, die ihm dieſes Denkmal errichtet, ſieht ſich dabei in der Lage, dem Leſer ein intereſſantes Stück Vergangenheit vor das Auge zu führen.

Für dieſen Nekrolog ſtehen uns zu Gebote viele Artikel der politiſchen Tagespreſſe, namentlich der Appenzeller-Zeitung, dann die appenz. Monatsblätter, einige im Druck herausgekommene Schriften des Verſtorbenen und, was die Hauptſache iſt, eine ſehr anſehnliche Anzahl Briefe von ſeiner Hand an ſeither verſtorbene und noch lebende Perſonen, die mit ihm verwandt oder ſehr gut bekannt waren. Sind Briefe an Freunde und Bekannte der treueſte Spiegel unſers Ichs, ſo kommt bei Walſer's Briefen noch ſpeziell hinzu, daß ſie ſehr gut, einfach, klar und witzig geſchrieben ſind. Das Leſen ſeiner Briefe gewährt einen wahren ſtyliſtiſchen Genuß; ſo, wie ſie vorliegen, könnten ſie beinahe ohne Ausnahme dem Drucke übergeben werden und die Leſer der Jahrbücher dürfen es glauben, wenn ſie verſichert werden, es wäre das eine höchſt intereſſante und piquante Lektüre, die aber heute noch in gewiſſen Kreiſen viel Staub aufwerfen würde, wie der Schreiber es bei Lebzeiten gethan.

Geboren in Teufen den 28. Februar 1798 ward ihm die große Wohlthat einer guten Erziehung unverkümmert zu theil. Sein Vater, Arzt J. Jakob Walſer, gehörte nach Bildung, Charakter, Wohlſtand und Einfluß zu den erſten Männern der Gemeinde Teufen und auch die Mutter, A. Katharina Eugſter von Speicher, war eine treffliche Frau, von der er noch im ſpätern Alter ſchrieb, ſie ſei ihm unvergeßlich. Die Ehe ſeiner Eltern war mit 13 Kindern geſegnet und er das erſtgeborne und begabteſte unter ihnen. Von dem Vater gieng

auf ihn über eine Trias von bürgerlich-häuslichen Tugenden, die leider immer mehr ſchwinden: Einfachheit, Sparſamkeit und Mäßigkeit; auch darin glich er dem Vater, daß er ohne Ehrgeiz und Ruhmſucht war. Oekonomiſch völlig unabhängig, konnte der Vater auf die Bildung ſeiner Kinder, die höher hinauswollten, das Erforderliche verwenden. J. Ulrich gehörte zu dieſen. Die damaligen Primarſchulen in Teufen genügten dem geiſtig und körperlich frühzeitig entwickelten Knaben nicht; nachdem er ſie bis zum 10. Jahr durchlaufen, kam er nach Berlingen im Kanton Thurgau zu einem anverwandten Pfarrer, der ihn ſo gut und ſo weit als möglich für höhere Schule vorbilden ſollte. Hier war es, wo er ſich, zweifelsohne unter dem Einfluß des geiſtlichen Onkels, für das Studium der Theologie entſchloß. Sehr wahrſcheinlich iſt er auch in Berlingen konfirmirt worden. Dann kam er ans Gymnaſium in Schaffhauſen, von wo aus er als 17jähriger Student die Hochſchule Tübingen bezog. Er ſelbſt hatte von ſeiner Jugendbildung keine hohe Meinung und klagte ſpäter darüber, daß ſie vernachläſſigt worden ſei.

Im Herbſt 1816 lernten ihn die Herren Iller, Kammerer, und Etter, Altpfarrer in Speicher, in Tübingen kennen, da ſie an ihn empfohlen waren. Auch der jetzige Pfarrer in Speicher, Hr. Knaus, ſtudirte damals in Tübingen. Ein näheres Verhältniß zwiſchen dieſen und Walſer kam nicht zu Stande. Er war Mitglied der Burſchenſchaft nnd ſchloß ſich mehr an einige Schaffhauſer Studenten, Keller, Pfund, Pfiſter, Schalch u. a. an. Man ſah ihn oft auf dem Fechtboden und es wird wahr ſein, was in der berühmten, im J. 1831 in der St. Galler-Zeitung erſchienenen Beſchreibung unſrer Reviſionsräthe über ihn ſteht: „In Tübingen betrieb er die theologiſchen Studien, doch wollte er, wie er ſehr vernünftig war, ſich den Kopf nicht zerbrechen, voraus an der Dogmatik nicht.“ Indeſſen wurden die Studien abſolvirt, das Examen und die Ordination erfolgten in Schaffhauſen im Jahr 1817. — Bald nach ſeiner Ordination fand er, noch nicht

20 Jahre alt, eine Anſtellung in Grub, wo er von 1817 bis Ende 1832 als Pfarrer wirkte. Er war hier wohl gelitten. Seine volksthümlichen, klaren Predigten, ſein herablaſſendes, alles geiſtlichen Stolzes bares Weſen und die Unterhaltung, die ſein Umgang gewährte, machten ihn beliebt. „Wenn er auch in der Kanzelberedſamkeit nichts Ausgezeichnetes leiſtet," ſagt die vorhin erwähnte Beſchreibung, „ſo iſt ſeine ſeltene Popularität in den lehrreichen Vorträgen, bei ſorgfältiger Vermeidung von Gemeinplätzen, hochpreislich." Tiefere Spuren ſeiner geiſtlichen Wirkſamkeit hat er nicht zurückgelaſſen, da ſein ganzes Naturell wie ſeine theologiſche Richtung nicht dazu angethan waren. Der Mann hätte nicht ſollen Theologie ſtudiren, zum Pfarrer war er nicht geſchaffen. Wenn das Wort wahr iſt: pectus facit theologum, ſo fehlte bei Walſer die vocatio interna, denn pectus war wenig da und trat völlig zurück vor dem alles beherrſchenden Verſtand. Er gehörte zu jenen Rationaliſten reinſten Waſſers, die ſchlechterdings keine Ahnung haben von dem idealen und ewigen Gehalt der chriſtlichen Dogmen und die alles, was der Verſtand nicht in ſeine Schubläddchen unterbringen kann, ohne weiters für Unſinn halten. Und weil er ehrlich und offen war, ſo kam er von ſeinem Standpunkt aus immer mehr in Konflikt mit der Kirchenlehre, mit der Liturgie und den kirchlichen Gebräuchen wie mit ſeinen Kollegen, ſo daß ihm, wie er ſelber ſagte, „das Pfarramt entſetzlich verleidete." In der Folge machte er immer größere Fortſchritte in der Negation. Es fehlte ihm aber auch an Kollegen, an die er ſich hätte anſchließen können und die ihm rathend und mildernd zur Seite geſtanden wären. Iller in Walzenhauſen, der ihm am nächſten ſtand, wohnte doch zu weit weg und ſonſt war keiner da. Der nächſte Nachbar, Pfr. Kürſteiner in Heiden, vertrat das andere Prinzip und ſtieß ihn polariſch ab; es kam zwiſchen ihnen nicht nur in der Paſtoralgeſellſchaft in Wolfhalden, ſondern auch ſonſt zu unerquicklichen Händeln. Walſer hat noch in ſpäten Jahren dieſen kollegialiſchen Mangel

bedauert. Nachdem er die bei der Beerdigung ſeines intimen Freundes, Hauptmann Hohl von Grub, von ſeinem Nachfolger, Pfr. Weber, gehaltene Predigt geleſen hatte, ſchrieb er darüber: „Es iſt eine meiſterhafte Arbeit, die faſt in gleichem Grade für den Zeichner wie für den Gezeichneten einnimmt. Dieſer Pfr. Weber, den ich nicht kenne, muß ein in Charakter und wiſſenſchaftlicher Bildung hervorragendes Glied der appenzelliſchen Geiſtlichkeit ſein. Zu meiner Zeit waren dergleichen Leute rar unter meinen geiſtlichen Amtsgenoſſen. Hätte ich auch einen ſolchen Mann an meiner Seite gehabt wie Hr. Weber, ſo wäre ich vielleicht jetzt noch dort, aber damals wurden andere Saiten aufgezogen und eine wüſte Katzenmuſik aufgeführt."

Walſer fieng ſchon in den Zwanziger-Jahren an, publiziſtiſch aufzutreten, und von Anfang an war Aufklärung und Freiheit des Volkes das Ziel, dem er zuſteuerte. Er betheiligte ſich ſehr lebhaft an der vaterländiſchen Geſellſchaft, am appenzelliſchen Monatsblatt, an der Appenzeller-Zeitung und wurde ein fleißiger Korreſpondent auch anderer politiſcher Tagesblätter; er edirte mehrere politiſche Broſchüren, ſo: „Kurzer Unterricht über die Verfaſſung des Kantons Appenzell." „Appenzeller-Einfälle." „Landammann Sutter von Innerrhoden" und in etwas veränderter Form Pfr. Suter's im Jahr 1797 erſchienene Schrift: „Beſtgemeinter, treuer Unterricht an alle Patrioten, aber beſonders des freien und unabhängigen Staats Appenzell"; nebenbei ſchrieb er viele vertraute Briefe an ſeinen Vetter und Freund Dr. Nagel in Teufen, dem er u. a. klagt, wie er wegen des Schulſtreites (1826) in Grub einen harten Stand habe.* Er ſollte

* Walſer ſchreibt über dieſen Streit: „Der hieſige Schulſtreit äußerte bedeutenden Einfluß auf unſre Hauptmannsgemeinde. Eine außerordentliche Menſchenmenge ſtrömte dieſen Morgen (7. Mai 1826) unſrer Kirche zu, um dem Spektakel beizuwohnen .... Und leider blieb die Neugierde nicht unbefriedigt. Die zwei geſchickteſten und kräftigſten Vorſteher ... wurden das Opfer; zwei andere blieben mit Noth an ihrem Poſten. Die

bald auch einen harten Stand haben mit ſeinen Kollegen, denen er ſchon durch ſeine höchſt werthvolle Arbeit: „Die Sectirer im Appenzellerlande von der Reformation an bis auf unſere Tage. Dargeſtellt von einem unpartheiiſchen Beobachter derſelben.“ (Appenzell. Monatsbl. 1825—27) unwillkommen kam. Er wollte damit „das Urtheil über eine Menſchenklaſſe, die bisher von den Meiſten aus Unkenntniß des Gegenſtandes entweder in die unterſte Hölle verdammt oder in den oberſten Himmel erhoben wurde, berichtigen.“ Sodann machte er ſich hinter die Kapitelsprotokolle und ſtieß da auf allerlei Sächelchen, die piquant zu leſen waren, nicht nur für ihn, ſondern auch für Laien, denen er ſie, geſtützt auf einen Paragraphen der Kapitelsſtatuten: „Beſchlüſſe darf man offenbaren,“ mittheilte. Endlich ſchwang er die Geißel des Spottes über dieſe und jene damals noch beſtehenden veralteten Sitten und Gebräuche, ſchnitt in manchen ehrwürdigen Zopf hinein und äußerte unverholen im Kreiſe ſeiner Amtsbrüder und bei andern Anläſſen ſeine nicht bloß ſehr freiſinnigen, ſondern oft ſpöttiſchen Ideen über religiöſe Dinge. So machte er ſich die meiſten ſeiner Kollegen und viele Laien zu erbitterten Feinden. Es brauchte in der That großen perſönlichen Muth, um ſo aufzutreten, wie Walſer es in religiöſen und Meier in politiſchen Dingen thaten, und wir wundern uns nicht, wenn jener gegenüber den vielfachen Angriffen und Fehden in beißender Ironie „Gedanken und Vorſchläge zu Einführung einer Zenſur in Appenzell Außerrhoden“ veröffentlichte (Appenz. Monatsbl. 1828). Der Konflikt ſteigerte ſich in der berüchtigten Hundt-Radowsky-Affaire. Hartwig Hundt-Radowsky, ein preußiſcher Literat, hielt ſich ſeit 1824 ohne

---

Kehrſeite unſrer Demokratie zeigte ſich da in ihrer ganzen häßlichen Geſtalt. Der Bär (H. G.) ſteht nun an der Spitze und die Katze (R. G.) wird morgen in Herisau einſchwören. Ach, wohin ſoll es noch kommen mit dem armen Grub? Auch ich habe einen harten Stand. Und doch iſt's intereſſant!“

Schriften in unſerm Ländchen auf, anfangs in Bühler, ſpäter in der Schwendi in Speicher, und lebte von dem Ertrage ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, die alle im höchſten Grade negativ geſchrieben waren und ihn in den Augen der Menge zu einem Böſewicht, Erzfreigeiſt und Atheiſten, ja zum Antichriſt ſtempelten. Er ſchrieb **1828** in Speicher den „Neuen Judenſpiegel," der im Württembergiſchen gedruckt wurde und für die Württemberger beſtimmt war, um dieſe mit dem neuen, in ihrem Lande erſchienenen Judengeſetz zu verſöhnen. Das Buch fand auch in unſerm Lande Verbreitung und man witterte dahinter eine Verſchwörung zum Sturze der außerrhodiſchen Staatsreligion. Im gleichen Jahre hatte die „Appenzeller-Zeitung" ihre radikale Laufbahn begonnen und Radowsky kam bald in den Verdacht, ein thätiger Mitarbeiter daran zu ſein, was er aber durchaus nicht war. Walſer trat mit ihm, dem Geſinnungsgenoſſen, in nähere Verbindung und ſorgte dem andern für Exiſtenzmittel, indem er Bücher, welche Radowsky für ſeine literariſchen Erzeugniſſe an Zahlungsſtatt aus Deutſchland bezog, an Mann zu bringen ſuchte, und nahm ſich ſpäter ſeiner, als Radowsky von Wald aus durch einen Landjäger nach Trogen geführt und nach kurzer, milder Haft vom Großen Rath aus dem Land gewieſen wurde, mit Rath und That an.* Aber das alles wurde ihm ſehr ver-

---

* Man leſe Radowsky's Schrift: „Mein Glaubensbekenntniß und meine Schickſale im Freiſtaat Appenzell-Außerrhoden. Ravensburg, **1829**." — Charakteriſtiſch iſt folgender Brief, den ein Hr. Pfarrer an einen Mann in einer Nachbargemeinde ſchrieb:

„Mit großem Leidweſen vernehme ich, daß Sie, von dem ich eine ganz andere Meinung hatte, als ich, leider! nun zu bekommen anfange, das höchſt ſchädliche, gottloſe Buch des Hunt Radowsky unter meinen l. Pfarrkindern gefliſſentlich verbreiten, und daher will ich Sie mit dieſen Zeilen, als Pfarrer und Ehegäumer, ernſtlich warnen vor der weitern Verbreitung jenes Radowsky'ſchen Giftes, und bemerke Ihnen zugleich, daß bereits Klage gegen Sie eingelegt worden iſt und die Sache nun höhern Orts eingeleitet wird. Indem ich Ihre Verirrung innig bedaure,

argt. Die „Radotzi„ oder „Rotuxi“ kamen in immer ſchlimmern Geruch und wurden, wie Radowsky ſelbſt, als höchſt gefährliche Leute hingeſtellt. Von dem „Gruber Pfarrer“ ſagte man, er habe „de größt Moſe“ ꝛc. Als dann gar noch eine Brochüre: „Sonnenklarer Beweiß, das der Hundt-Radowsky der in der Offenbahrung Johannis beſchriebene Antichriſt oder das Thier aus dem Abgrund mit 7 Häuptern und 10 Hörnern ſei,“ welche Schrift die Leute für baare Münze nahmen, während ſie nichts anderes war als eine die Lachmuskeln erſchütternde Satyre, und als man ſich in die Ohren raunte, der Pfarrer von Grub wolle ein noch ſchrecklicheres Buch ſchreiben, als der „Judenſpiegel“ ſei, da war das Maß ſo ziemlich voll, ſeine Stellung in Grub ſchien gefährdet zu ſein und das fragliche Buch, ſchon bis zur 112. Seite gedruckt, wurde, namentlich auf Betrieb ſeines Freundes Dr. Nagel plötzlich abgebrochen und die ganze Auflage von ſeinem Vater mit nicht geringen Opfern als Makulatur angekauft. Das Buch, zu dem Walſer im Herbſt 1828 den Plan gefaßt, ſollte den Titel führen: „Pfaffereien“ und in Trogen bei Zuberbühler und Meier erſcheinen. Die Vorrede ſchon wie alles folgende iſt mit beißendem Spott geſchrieben und in Galle getaucht; Zeile für Zeile athmet einen eigentlichen Ingrimm gegen alles pfäffiſche Weſen und lieſt man die Vorrede, ſo muß Walſer manches gewußt haben, das allerdings ein ſchlimmes Licht auf einen Theil der damaligen Geiſtlichkeit auch unſers Landes wirft. Er will an den Geiſtlichen das „Bußpredigergeſchäft“ vollziehen und hält

---

wünſche ich von ganzem Herzen, daß der h. Geiſt der Wahrheit Sie bald wieder erleuchten wolle.“

Die Antwort lautete:

„Wohlerwürdiger Herr Pfarrer! Es iſt mir leid, daß Ihr Spiegel ſo ſehr durch den Nebel getrübt worden iſt, daß er nicht mehr gut reflektirt, ich wünſchte, Sie möchten mich beſuchen, damit ich andere oder — mehr Strahlen hineinwerfen könnte. Indeſſen grüßt Sie freundlich“

N. N.

ihnen einen bedenklich trüben Spiegel vor, macht ſie ſo auf den „wahren Schaden Joſephs“ aufmerkſam, ohne auf Dank oder ein Honorar aus dem Kammererſeckel Anſpruch zu machen, aber auch ohne Furcht vor Bannſtrahlen, denn „ſollten Pfaffen mit oder ohne Ordination es wagen, mich wegen der von mir enthüllten Pfaffereien auch nur im mindeſten beunruhigen, kränken und thätlich verfolgen zu wollen, ſo ſag' ich ihnen hiemit voraus, daß ich mich aller der Mittel bedienen werde, welche eine gerechte Nothwehr mir erlaubt, und daß mancher von ihnen dann Thatſachen und Namen öffentlich wird zur Sprache gebracht ſehen, an deren Verſchweigung ihm und ſeinen Freunden ſehr viel gelegen ſein muß.“ Nachdem er ſich noch über den Titel des Buches ausgeſprochen, ſchließt er die Vorrede mit den Worten: „Es giebt auch ein proteſtantiſches Pfaffenthum: und in dieſes führe ich euch jetzt ein, liebe Leſer! Kommt, es iſt ſchon ſpät, aber ſetzt den Hut auf und macht den Rock zu, damit die Zugluft euch nicht ſchade.“ Der gedruckte Theil des gefürchteten Buches, an dem auch Hundt-Radowsky Antheil haben ſollte, aber nicht hatte, enthält 2 fertige Abſchnitte: I. Vom proteſtantiſchen Hierarchismus im allgemeinen. II. Was ſind die proteſtantiſchen Pfarrer und was ſollen ſie ſein? Ein dritter Abſchnitt: Ueber Kirchen, kirchliche und religiöſe Geſellſchaften, Vereine und Sekten und deren Verhältniſſe im Staat iſt nicht vollendet. Der erſte Abſchnitt hat es zum Theil mit für uns fernab liegenden Dingen zu thun, enthält in der Hauptſache eine ſcharfe Polemik gegen den „Großtrompeter aller jetzt lebenden proteſtantiſchen Hierarchen,“ Superintendent Jonathan Schuderoff in Ronneburg, und ſchließt mit einer Beſchwörung der Völker, Fürſten und Obrigkeiten, den „herrſch- und rangſüchtigen Pfaffen,“ „dieſen heimtückiſchen Wölfen im Schafpelz,“ „dieſen Molchen und Blindſchleichen“ ja nicht zu trauen. Kennzeichnend für den theologiſchen Standpunkt des Verfaſſers iſt es, daß er die geſammte preußiſche Union, d. h. die von oben anbefohlene Vereinigung der lutheriſchen und reformirten Kon-

ſeſſion, „einen wahrhaft ſchaudervollen Eingriff in die heiligſten, unveräußerlichſten Rechte der Menſchheit," die Kindertaufe „eine Handlung voll Zweckloſigkeit und Widerſpruch und ohne allen vernünftigen oder bibliſchen Stützpunkt" nennt, daß er ſich ſcharf gegen die Konfirmation und den Katechismus ausſpricht und daß nach Chriſtus und Paulus die Heiligung der Sonn- und Feſttage „mit Kirchen- und Müſſiggehen" „ſehr thöricht und tadelnswerth" iſt. Im zweiten Abſchnitt theilt er die proteſtantiſchen Pfarrer in 3 Klaſſen ein; diejenigen, welche zu der erſten und zahlreichſten gehören, halten ihren Beruf für überirdiſch und göttlich, betrachten ſich als Nachfolger und Stellvertreter des Heilands und der Apoſtel und meinen, durch die Ordination ſei ihnen die Fähigkeit zur Beſorgung ihrer Berufspflichten ertheilt worden. Zur zweiten Klaſſe gehören die, welche nur um des „Magens" willen paſtoriren und von denen es gilt: „Venalia nobis templa, sacerdotes, altaria, sacra Deusque," und die je nach dem bald orthodox, bald heterodox ſind. Zur dritten, der Zahl nach geringſten, ſonſt aber „gewichtsvollſten" Klaſſe zählt Walſer ſich ſelbſt und er und ſeine Leute ſehen in den „ſogen. kirchlichen Vereinen nichts weiter als öffentliche, unter dem Schutze des Staates ſtehende, religiöſe Anſtalten zur geiſtigen und ſittlichen Veredlung des Volkes"; Hauptzweck des Pfarramtes iſt ihnen „Beförderung der Sittlichkeit durch Lehre und Beiſpiel," und da die Sittlichkeit des Menſchen bedingt iſt durch ſein körperliches Wohlergehen, ſo ſollen die Pfarrer auf oder unter der Kanzel auch diätetiſche Lebensregeln geben und zur Benützung neuer Erfindungen rathen; auch ſollen ſie dann und wann in ein anſtändiges Wirthshaus gehen und ſich mit den dort anweſenden Gemeindegliedern unterhalten und es nicht machen wie die „ſcheinheiligen Frömmler, die eine ſolche Herablaſſung und Vereinigung mit den Nichtgeiſtlichen tief unter ihrer Würde halten und, um ihren Heiligenglanz ja nicht zu trüben, ſich nicht vor die Thüre wagen" ꝛc. Zuletzt ermahnt er ſeine Amtsbrüder, fallen zu laſſen, was ſich nicht

länger halten kann, und ruft ihnen zu: „Fort mit den thörichten, nichtsſagenden Titeln von Kirche und Geiſtlichkeit, von „„geiſtlichen Ehrenhäuptern““ und „„ehrwürdigen Geiſtlichen,““ von „„Dienern des göttlichen Worts,““ „„auserwählten Knechten Jeſu Chriſti,““ „„Stellvertretern des Heilandes und Seiner Apoſtel““ und was dergleichen Wortkram mehr iſt!“ Er ſchließt dieſen Abſchnitt, indem er die damalige Behauptung, ein Pfarrer ſei nicht abſetzbar wie ein weltlicher Beamter, eine ungeheure Anmaßung nennt. „Keine Vorzüge, keine Bevorrechtigung, keine Ausnahmen, keine geiſtliche oder weltliche Adelſchaft in einer Demokratie!“ Dem Bruchſtücke des dritten Abſchnittes entheben wir folgende Sätze. „Kein Staat iſt irgend einer Kirche als ſolcher Schutz ſchuldig. — Staat und Kirche gehen einander nichts an. — Die Kirche hat allein die Befugniß, ohne alle Einmiſchung des Staates ihre innern Verhältniſſe zu ordnen. — Der Staat hat nur zu verhüten, daß die Anordnungen der kirchlichen Geſellſchaft mit dem Zwecke derſelben in Widerſpruch treten, er darf aber auch nicht zugeben, daß ſie irgend jemanden durch Drohungen oder Zwang nöthige, wider ſeine Ueberzeugung an ihren Gottesverehrungen und kirchlichen Gebräuchen theilzunehmen. — Auch das Ausſchließungsrecht darf der Staat der Kirche nicht geſtatten, denn dieſe iſt keine geſchloſſene Geſellſchaft, weder geſchloſſen für den, der kommen, noch geſchloſſen für den, der gehen und, wenn es ihm beliebt, wieder kommen oder, wenn es ihm nicht beliebt, wegbleiben kann. — Jeder kirchliche Verein hat die Befugniß, ſeine Lehrer und Beamten ſelbſt zu wählen und wenn ſie das Vertrauen der Gemeinde nicht länger beſitzen, zu entlaſſen.“ Ohne Vorliebe, aber energiſch vom Standpunkte des unbedingten Selbſtbeſtimmungsrechtes in religiöſen Dingen nimmt ſich Walſer der Konventikel an. „Weder Kirche noch Staat dürfen ſolche außerkirchliche religiöſe Zuſammenkünfte verbieten; es darf dies nur geſchehen, wo durch Thatſachen erwieſen iſt, daß ſie die Abſicht haben, die Rechte anderer zu

verletzen. Auch der Umstand darf nicht als ein Argument gegen Konventikel ins Feld geführt werden, daß sie den Keim zu verderblichen und schwärmerischen Sekten legen, denn am Ende ist doch die Bibel die pandorische Büchse, aus welcher die meisten Sekten entsprungen sind, und es giebt keine positive Religion, die nicht ursprünglich eine Sekte (Religiönchen) gewesen ist." „Grade in diesem Punkt," sagt Walser, „ist von Seite der Kirche und dem durch sie irregeleiteten Staat schon so viel und schwer gesündigt worden, daß ich diese Abhandlung nicht schließen kann, ohne mich noch mit ein paar Worten über die Rechte zu verbreiten, welche sowohl ganze Gesellschaften als einzelne Personen in Betreff der Freiheit des Bekenntnisses und der Mittheilung ihrer religiösen Grundsätze vom Staat und von ihren Mitbürgern verlangen können." Er weist hin auf die blühenden freien Staaten Amerikas, wo oft in einer Stadt zehn und noch mehr ganz verschiedene Religionsparteien in Friede und Liebe neben einander wohnen, und dann gegensätzlich auf Italien, Spanien und Portugal mit ihrem Glaubenszwang und ihrer Verarmung und Sittenlosigkeit und sagt dann: „Ein Staat, welcher von seinen Bürgern begehrt, daß sie von dem höchsten Wesen keine andern Vorstellungen und Ideen hegen und dasselbe auch auf keine andere Weise verehren und anbeten sollen als in gewissen Formularen, die man symbolische Bücher, Katechismen, Kirchenagenden u. s. w. nennt, vorgeschrieben sind, ein solcher Staat ist ungeachtet aller bürgerlichen Freiheiten, die er im übrigen gewähren mag, die ärgste Despotie, die es nur geben kann." Noch folgen entsprechende historische Data und damit schließt das Werk, soweit es gedruckt wurde. Das Manuskript für den ungedruckten Theil kam uns nicht zu Gesicht.

Die mitgetheilten Bruchstücke machen es völlig begreiflich, daß Walser's Freunde alles daran setzten, ihn von der Veröffentlichung dieses Werkes abzuhalten. Es ist in der That ein kühnes, keck herausforderndes Buch und muß uns doppelt kühn und herausfordernd erscheinen, wenn wir die

Zeit der Entſtehung ins Auge faſſen. Es iſt vieles daran mit größtem Rechte zu tadeln und auszuſetzen, namentlich der oft frivole und cyniſche Ton und die bodenlos triviale Exegeſe; andrerſeits aber iſt das Buch, abgeſehen von dem klaren und kräftigen Styl, reich an durchaus wahren Gedanken und es entwickelt Ideen über Kirche und Staat, Sekten ꝛc, die leider jetzt noch nicht überall verwirklicht ſind, denen aber doch die Zukunft gehört. Die größte Genugthuung hat uns das Leſen dieſes Buchtorſo's in der Richtung gewährt, daß die Gegenwart hell und ſchön abſticht von der Vergangenheit, auch was die Pfarrer des Landes betrifft.

Als der Druck des Buches ohne Schaden für Walſer ſiſtirt worden war, ſchrieb er an Nagel: „Mit Freude und Dank blicke ich nach vorübergegangenem Sturm auf die Proben der Freundſchaft hin, die er mir namentlich auch von Ihrer Seite herbeigeführt hat. Sie haben ein großes Werk verrichtet, das ſchwerlich einem andern gelungen wäre und woran ich Sie aus guten Gründen allein ſchaffen ließ, indem Sie meine Eltern zur Anſichbringung der bewußten Bogen bewogen haben. „„Der Hauptmann Nagel will's ja haben,"" ſagte mein Bruder, als ich ihn . . in Trogen ſeiner Fahrt wegen zur Rede ſtellte, und ich geſtehe, daß ich in jenem Augenblicke mehr als je den Werth Ihrer Freundſchaft fühlte, womit Sie mich beglücken. Möchte ich Ihnen werkthätig beweiſen können, wie ſehr ich mich Ihnen zu Dank verpflichtet fühle!" Das war im Februar 1829, und als ihm Nagel bald darauf über die damals auftauchende Landbuchreviſionsfrage berichtete, ſchrieb Walſer mit erleichtertem Herzen zurück: „Eine zufällige Wichtigkeit bekommt dieſe Sache auch dadurch, daß ſie, wenn irgend eine, geſchickt iſt, den Glaubensſtreit vergeſſen zu machen."

Ein Nachklang dieſer Affaire iſt der Sturm, den Walſer durch Veröffentlichung der Verhandlungen der Synode des Jahres 1830 im Appenz. Monatsblatt (1830, Nr. 4) hervorrief, worin er ſich namentlich ſcharf gegen die Perſonal-

zenſur ausſprach. Es erſchien dagegen eine anonyme Schrift: „Die Stimme eines Rufenden in die Berge und Thäler," worin u. a. die Rede iſt von „geiferndſtem Spott und von Wölfen, welche gräulich mit ihren Zähnen grinſen und ihre Federn zu Dolchen ſpitzen und wetzen" und das Appenzellervolk gewarnt wird vor den „Aufklärern, welche von den Entdeckungen der Zeit faſeln und es verleiten wollen, die lebendige Quelle zu verlaſſen und das Pfützenwaſſer, welches ſie ihm bieten, zu trinken, um damit zu unterdrücken des freien Geiſtes Dürſten." Ein auswärts angeſtellter appenzelliſcher Geiſtlicher enthob Walſer der Mühe, auf dieſen Zionswächter zu antworten.

1831 hielt Walſer die Synodalpredigt über **2.** Kor. **4, 5.** Thema: Was ein evangeliſcher Geiſtlicher überhaupt predigen und in welcher Eigenſchaft er das thun müſſe.

Mit der Reviſion des Landbuchs, die freilich noch einige Zeit auf ſich warten ließ, betritt Walſer die politiſche Bühne und auf dieſer hat er ſich unſtreitig bleibende Verdienſte erworben.

Veranlaßt durch das Begehren einer Geſellſchaft in Speicher um Vornahme einiger Geſetzesverbeſſerungen (**14.** März **1828**) beſchloß der Große Rath im Jahr darauf, es ſolle in allen Gemeinden durch die Vorſteher die Frage berathen und je nach dem Reſultate der Landsgemeinde **1830** zum Entſcheide vorgelegt werden, ob man in eine theilweiſe oder gänzliche Reviſion des Landbuchs eintreten wolle oder nicht. Im Nov. **1829** berichteten die Hauptleute im Großen Rathe über die Stimmung in den Gemeinden und nach Anhörung dieſer Eröffnungen beſchloß der Große Rath mit **18** gegen **15** Stimmen, der Sache keine weitere Folge zu geben. Allein ſie ruhte nicht, obſchon die Obrigkeit verſicherte, es ſei alles glücklich und zufrieden. Es erſchien **Dr.** Tobler's zündender „Rath am Falkenhorſt," die Schrift Nagel's und **Dr.** Heim's mit zahlreichen Unterſchriften aus dem Mittel- und Vorderland bedecktes Memorial an den Großen Rath, dahin gehend, die

„verſtümmelte, entehrte und unſre Freiheit vernichtende Verfaſſung aus dem eidgenöſſiſchen Archive zu fordern und alle Vorſteherſchaften zu beauftragen, Kirchhören zu halten und den Leuten die Nothwendigkeit der Reviſion des Landbuchs darzuthun.“ Nun kam der Große Rath in Fluß, beſtellte (den 7. Dez. 1830) eine Kommiſſion, welche auf die nächſte Sitzung Anträge bringen ſollte, wie die Reviſion an Hand zu nehmen ſei, und den 20. Jan. 1831 beſchloß der Große Rath, die Landsgemeinde anzufragen, ob man in eine Reviſion des Landbuchs und aller beſtehenden Verordnungen eintreten wolle oder nicht. In einer würdigen Proklamation empfahl die Behörde dem Volke Vornahme der Reviſion.

Walſer veröffentlichte im März 1831 eine ſehr populäre Flugſchrift für die Reviſion: „Das alte und neue Teſtament, das alte Landbuch, die alten Rechte und Gerechtigkeiten,“ womit er viele Landleute für die Sache gewann, der er mit Kopf und Herz zugethan war. In dieſer mit gut gewählten hiſtoriſchen Daten verſehenen Brochüre fordert er das volle Geſetzgebungsrecht für die Landsgemeinde, ungeſchmälertes Verſammlungsrecht der Kirchhören, Stimm- und Wahlrecht der Beiſaßen, Oeffentlichkeit der Rathsverſammlungen und Trennung der Gewalten. Aus Walſer's Korreſpondenz mit Titus Tobler geht hervor, daß die Schrift großen Anklang fand, doch wurde nur die Hälfte der allerdings ſtarken Auflage abgeſetzt. — Auch ſonſt war Walſer äußerſt thätig für den angebahnten Fortſchritt und er ſah ſeine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Die Landsgemeinde des Jahres 1831 beſchloß mit großer Mehrheit Reviſion der Verfaſſung und Verordnungen, übertrug dieſe Arbeit einer Kommiſſion von 45 Mitgliedern und wählte in dieſe: Landammann Oertli, Landammann Näf, Statthalter Signer, Dr. Tobler und Landshauptmann Nagel. Die übrigen 40 wurden von den Gemeinden gewählt und unter ihnen fehlte kein einziger Träger der Bewegung. Walſer wurde in Grub als erſter Abgeordneter gewählt. Als die Namen der Gewählten bekannt

geworden, ſchrieb Walſer an einen Freund: „Nun geht's ans Werk, laßt uns klug ſein und ſtark, dann wird's gelingen. Die Aſpekten ſtehen gut, überall die beſten Männer!“ In der erſten Sitzung der Reviſionskommiſſion wurde er Sekretär* und als ſolcher war er ſehr am Platze. Der Reviſionsrath arbeitete geraume Zeit nach ſeinem Verfaſſungsentwurfe und wählte ihn oft in Kommiſſionen. Wie und wofür er in den Sitzungen votirt hat, iſt im Appenzell. Monatsbl. 1831 ausführlich nachzuleſen; es genügt, im allgemeinen zu ſagen, daß er zu den entſchiedenſten Demokraten gehörte und immer in erſter Linie ſtand, wo es galt, freiſinnige Grundſätze zu verfechten. Dabei war er aber nüchtern und überlegend genug, um nur das mögliche anzuſtreben, und in dieſer Beziehung viel maßvoller als in religiöſen Dingen. Als er hörte, Heim wolle ein ganz neues Gebäude ohne die Eintheilung des alten aufführen, ſchrieb er an Tobler: „Ich bin dagegen. Nicht daß ich ſeine vernünftige Abſicht verkenne, aber in dem Hauſe, worin man auferzogen worden iſt, ſind einem die alte Stiege und die ſchwarze Stube ſo lieb und heimelig, daß man's nur mit blutendem Herzen niederreißen ſehen würde, und lieber nur ausbeſſert, ob's ſchon nicht ſo ſchön ausſieht, als hätte man von Grund aus neu gebaut. So betrachte ich unſers Volkes Sinn. Ich würde buchſtäblich bei Auftrag: Reviſion, bleiben und ſo viel es ſich mit Vernunft und Recht thun läßt, alles beibehalten.“

Die Periode unſrer Dreißiger-Reviſion war der Glanzpunkt in Walſer's Leben. Sein Intereſſe daran war ein höchſt lebendiges und ſein Streben, beſſere Verfaſſungszuſtände herbeizuführen, ein durchaus lauteres. In der ſchon erwähnten „Beſchreibung der Reviſionsräthe“ heißt es: „Wer würde jetzt

* Er erhielt vom Großen Rath für ſeinen Aktuarsdienſt 6 Thaler, ſage ſechs Thaler, der zweite Sekretär, Zuberbühler, 12 Thaler. Beide hatten ungefähr gleich viel Arbeit, Walſer ſchrieb jedoch unvergleichlich beſſer als Zuberbühler, aber, ſagte Walſer, die Hauptleute rächen ſich, wo ſie können.

nicht wehklagen, wenn Grub den Geiſtigen, bloß weil er Geiſtlicher war, nicht gewählt hätte," und einer ſeiner damaligen Freunde ſchrieb uns: „Sie hätten ihn im Reviſionsrathe ſehen ſollen, den ſchlanken, hochwüchſigen Gruber-Pfarrer, mit ſeinen blauen, hell leuchtenden Augen und der leiſen Ironie auf den feingeſchnittenen Lippen. Er ſprach nicht ſehr oft, aber immer klar, kalt, hin und wieder mit Witzen blitzend." Mit Witzen war er jedoch allzu freigebig, ſo „daß er dadurch dem Ernſte und der Würdigkeit der ganzen Verſammlung bisweilen etwas Eintrag that." — An der außerordentlichen Landsgemeinde im Sept. 1831 ſtanden ſich die Freunde und Gegner des Verfaſſungsentwurfes in ganz gleicher Anzahl gegenüber, ſo daß die Entſcheidung der nächſten Frühlingslandsgemeinde überlaſſen werden mußte. Walſer ſchrieb darauf: „Es folgt aus der Natur der Sache, daß die Freunde des Entwurfs mit der Zeit zu-, nicht abnehmen. Das Geſchäft wäre wirklich gar zu leicht gegangen, wenn alles auf ein Mal und auf der Stelle vom Volke angenommen worden wäre. Seit den Schlachttagen war kein ſo wichtiges Werk mehr im Wurfe wie das gegenwärtige, es darf alſo wohl Zeit und Mühe koſten. Was nun thun? Die „„Diviſionsherren"" ſollen weder in pleno, noch in particulare das Wort ergreifen, ſondern alles ruhig dem anheimſtellen, der die Herzen der Könige — und auch der Landsgemeindler leitet wie die Waſſerbäche, und Gott bitten, daß der h. Geiſt der Vernunft aller Herzen erleuchten und ihre Hände regieren wolle." Der Rath war gut, die Freunde des Entwurfes vermehrten ſich und es war alle Hoffnung vorhanden, daß die meiſten Stimmen ſich wenigſtens für theilweiſe Annahme vereinigen werden. Auf unveränderte, d. h. totale Annahme durften ſie nicht rechnen. Schon ſprach man auch davon, die Träger der Reviſion ins Amt zu wählen, und Walſer ſchrieb einem Freunde humoriſtiſch: „Der Pfarrer in der Grub würde auch etwas werden, wenn er kein Pfarrer wäre, wenigſtens verſichern mich deſſen alle, die Geld bei mir entlehnen wollen oder ſolches

ſchon entlehnt haben.“ Wirklich nahm die ordentliche Landsgemeinde im Jahr **1832** alle Artikel des Entwurfes an mit Ausnahme des Obergerichts- und Glaubensartikels, in welch letzterm namentlich der Paſſus nicht gefallen hatte: „Es darf jedoch kein Glaubenszwang und keine Verfolgung gegen Andersdenkende ſtattfinden.“ In der neuen Reviſionskommiſſion, in welche Grub Walſer wieder gewählt hatte und worin dieſer den von der Landsgemeinde übergangenen **Dr.** Tobler ſehr vermißte, wurde Walſer wieder Sekretär. Die Arbeit der neuen Kommiſſion gedieh bis zur Reviſion der meiſten Geſetze, doch verließ Walſer das Land noch vor der berüchtigten Landsgemeinde im Jahr **1833**, um die Pfarrſtelle in Lieſtal anzutreten.

Die Reviſionsgeſchichte hatte ihn in einen Prozeß mit Dekan Frei verwickelt, der ihn und **Dr.** Tobler an der Synode von **1832** der Unwiſſenheit, des Spottes über den geiſtlichen Stand und der Verleumdung beſchuldigte, worauf er ſchon in der Synode ſcharf und dann noch ſchärfer in einer Zeitung erwiederte. Alle Geiſtlichen des Landes wurden von Frei angegangen, eine Kollektiv-Beſchwerdeſchrift gegen ihn beim Großen Rathe einzureichen, aber im Hinterlande unterzeichnete nur einer, der ſpäter zurücktrat, vor der Sitter nur **5**. Die Sieben begehrten wirklich Rechtseröffnung gegen ihn. Der regierende Landammann und die Statthalter verſuchten einen gütigen Vergleich, wozu jeder Theil einen Mittelsmann ſtellte. Die Mittelsmänner richteten aber nichts aus; es kam zu einer richterlichen Kommiſſion und vor dieſer zu einer ſchriftlichen Erklärung, worin die amtliche Ehre der Kläger gewahrt wurde. Die Unkoſten hatten die beiden Parteien zu gleichen Theilen zu tragen.

Von den vielen andern Fehden Walſer's, die mit der Reviſionsbewegung zuſammenhängen, ſei noch derjenigen mit **Dr.** Niederer in Iferten erwähnt, die einen nobeln Charakter trägt und in der ihm dieſer mit überlegenem Geiſte entgegentrat.

In Lieſtal trat er das Pfarramt im Januar 1833 an und es gefiel ihm hier ſo gut, daß er ins Appenzellerland ſchrieb: „Ich ſitze mitten im Glückshafen. Sie begreifen nicht, wie theokratiſch hier alles iſt, es iſt weit ärger als bei uns. Der Pfarrer iſt das A und das O und ohne ihn thun die Leute keinen Schritt.“ Doch nicht hierin erblickte er ſein Glück, ſondern in ſeiner ganzen äußern und innern Lage. Die 33ger Landsgemeinde löſchte den letzten Funken Heimweh in ihm, aber ganz richtig ſagte er, das Unglück ſei nicht ſo groß, als man im erſten Augenblick meine, die Sache werde ſich bald wieder wenden. Die Auguſtereigniſſe in Baſelland, der Sieg der Ländler erhöhte ſeine Freude an der neuen Stellung, als er aber eine, übrigens kurzlebige, Zeitung herausgab, wich ihm der erſt feſte Boden unter den Füßen. Er ſchrieb hierüber ſelbſt: „Es iſt den Lieſtalern entſetzlich, einen Zeitungsſchreiber zu einem Pfarrer zu haben, und ſchon zählen ſie die Jahre und Monate, da meine fünfjährige Anſtellung abgelaufen ſein werde.“ Seine Briefe aus dieſer Zeit geben intereſſante Aufſchlüſſe über die Zuſtände in Baſelland und die leitenden Perſönlichkeiten.

Die ſpätere Laufbahn Walſer's bietet wenig dar, was von Intereſſe wäre, und iſt auch, namentlich nach der journaliſtiſchen Seite hin, nicht ſehr erquicklich zu verfolgen. Er ſchied nach 5 Jahren freiwillig aus dem geiſtlichen Stande, gründete dann in Reinach eine Buchdruckerei, die er ſpäter nach Arlesheim und dann nach Birsfelden verlegte, redigirte Jahre lang das baſellandſchaftliche Volksblatt, einige Zeit auch die Dorfzeitung in Bern, war Gemeinderath von Muttenz und Landrath, 1862 Sekretär des Verfaſſungsrathes und noch einmal Landrath als Freund und Begünſtiger Rolle's.

Walſer hatte ſich 1818 den 25. Mai mit Marie Juliane Hurter von Schaffhauſen verehelicht, mit der er volle 48 Jahre in guter Eintracht lebte. Nicht weniger als 14 Kinder, 9 Söhne uud 5 Töchter, entſprangen dieſer Ehe. 3 Knaben ſtarben in zarter Kindheit, 2 Söhne, denen er ſeine

Buchdruckerei übergeben hatte, in erwachſenem Alter. Er erlebte 16 Großkinder.

Seit 1860 lebte er in äußerlich geſicherten Verhältniſſen in Baſel. Er ſollte kein hohes Alter erreichen, ſo einfach und mäßig er auch gelebt hatte. Anfangs 1865 bildete ſich ein Lungenübel, das immer mehr zunahm und zuletzt unheilbar wurde. Treue Pflege der Gattin und ärztliche Kunſt, auf welch letztere er ſelbſt geringe Stücke hielt, konnten ſein Leben noch einige Zeit friſten und es war ihm noch vergönnt, einen mehrwöchentlichen Beſuch im Appenzellerlande zu machen. Er fühlte aber, daß das ſein letzter Beſuch in der Heimat ſei. Dem Tode ſah er mit ſtoiſchem Gleichmuth entgegen. Lebensmüde entſchlief er in Baſel den 30. März 1866 im Alter von 68 Jahren und 1 Monat.

In ſeinem Namen wurden der Sekundarſchule in Teufen 1000 Fr. vermacht.

Statthalter Laurenz Meyer von Herisau.

Unter den Männern von Bedeutung, welche der Tod unſerm Lande entriſſen hat, verdient Altlandesſtatthalter Laurenz Meyer in Herisau ein dankbares Andenken auch in weitern Kreiſen.

Laurenz Meyer, der älteſte Sohn des Altrathsherrn Laurenz Meyer und der Johanna Eliſabetha Stricker, wurde geboren den 25. September 1800. Es wurde ihm eine ſehr ſorgfältige Erziehung zu theil. Einige Jahre lang hielt ſein Vater für ihn und die Geſchwiſter einen tüchtigen Hauslehrer. Später genoß er den Unterricht des damals in Herisau ſehr angeſehenen, tüchtigen Lehrers Stelzner. Nach dem frühen Hinſchied ſeiner Mutter ſchloß er ſich mit herzlicher Liebe an ſeine Stiefmutter an, eine Tochter des Dekan